

Prolog

Ich höre oft die Menschen aus der Nachkriegszeit unwirsch und gleichzeitig mitleiderregend sagen: »Wir hatten ja nichts.« Doch das stimmt nur bedingt, wie ich finde. Wir hatten uns! Das zählte und gab uns Kraft, den Widrigkeiten der Nachkriegszeit mit Optimismus, Ideenreichtum und Fröhlichkeit entgegenzutreten. Aber man muss bereit für diese Einstellung sein. Meine Eltern waren es, und ihnen gebührt meine ganze Liebe und tiefste Dankbarkeit.



Mutter und Vater, Monika und ich

Die Flucht

Aus Erzählungen unserer Mutter

Die Einwohner der kleinen Gemeinde Brachsen im Kreis Crossen an der Oder begaben sich im Februar 1945 auf die Flucht nach Westen ins Nirgendwo, denn niemand wusste, wohin der Weg sie führte.

Die Rote Armee hatte die Kreisstadt bereits eingenommen, und es war nur eine Frage weniger Tage, bis sie in das Dorf vordringen und ihre gefürchteten Spuren hinterlassen würden. Wehe denjenigen, die sich nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatten, wenn es überhaupt eine Sicherheit gab. Alt und Jung schmerzte es, weggehen zu müssen, aus der Heimat vertrieben zu werden. Keiner schlief mehr, man wachte, man wartete ab, weinte und ermutigte sich gegenseitig. Aber über Galgenhumor konnte niemand mehr lachen, und auf ein Wunder zu hoffen, war aussichtslos – die Panik nahm überhand, und die Flucht wurde unaufschiebbar.

Der nicht enden wollende Artilleriebeschuss zeigte die Nähe des Feindes, die man von etlichen Dächern aus abschätzen konnte. Den Russen in die Hände zu fallen, davor fürchteten sich

die Menschen am meisten. Die Schauergeschichten über ihre Brutalität nahmen kein Ende. Es hieß, dass sie den Frauen die goldenen Ohrringe aus ihren Ohrläppchen rissen oder ihnen den Finger abschnitten, um an den Ehering zu gelangen. Von Vergewaltigungen ganz zu schweigen, die waren an der Tagesordnung. Und mit ihren Schusswaffen gingen sie auch nicht zimperlich um. Ein Menschenleben auszulöschen, bedeutete, einen Feind weniger zu haben.

Im Treck mit Nachbarn, Freunden und etlichen Familien aus der näheren Umgebung machte sich unsere Mutter mit meiner dreijährigen Schwester Monika und mir, zehn Monate alt, auf den Weg, diesem Elend zu entrinnen. Dabei hatte sie noch ihre alten Eltern im Schlepptau, die die Welt nicht mehr verstanden und einfach mitliefen. Mit wenigen Habseligkeiten, die in Hand- und Leiterwagen, in Pferdefuhrwerken, ja sogar in Schubkarren und leeren Kinderwagen verstaut wurden, überquerte der Konvoi die Brücke über die Neiße, die nur kurze Zeit später gesprengt wurde, um keine Flucht mehr zu ermöglichen.

Einfallsreichtum war gefragt, und den entwickelten die Flüchtenden, um ihr wenig Hab und Gut in Sicherheit zu bringen. In Jacken, Mänteln und Hüten wurden kleine Schätze, hauptsächlich alter Familienschmuck, eingenäht, und etliche Babys lagen in ihren Kinderwagen im wahrsten

Sinne des Wortes auf Gold gebettet. Stofftiere für die Kleinen mitzunehmen, war gefährlich, denn diese wurden von russischen Soldaten aufgeschlitzt, um nach Geld und Gold zu suchen.

Auch unsere Mutter zeigte ihre praktische Seite. Sie versteckte ihre kleinen goldenen Ohringe und ihren Ehering mutig in meinen Schnuller und steckte ihn mir, im Kinderwagen liegend, kurzerhand in den Mund. So rettete sie die beiden Schmuckstücke, die sie zeitlebens trug – bescheiden wie sie gewesen war. Sie hatte keinem Menschen dieses Versteck verraten.

Der Fluchtmonat Februar war ein eiskalter Monat, und Gevatter Tod lief unsichtbar mit in diesem Treck, hinterließ aber sichtbare Spuren. Zeit zum Trauern blieb den Flüchtenden nicht. Weiter! Immer weiter! Verfolgt vom Grauen und Sterben. Vor den Menschen lag eine düstere Zukunft oder gar keine, wenn es schieflaufen würde. Doch welche Richtung sollten diese Ver- und Getriebenen einschlagen?

Wir waren keineswegs willkommen und spürten die kalte Ablehnung, die uns entgegenwehte. Wir waren Menschen zweiter Klasse, die anderen das bisschen Essen wegnehmen und nur Geld kosten, beides war rar! Dabei waren wir Deutsche, genau wie sie!

Nach entwürdigenden Wirrungen und Irrungen wies man uns nach einem Zwanzig-Kilome-

ter-Marsch in eisiger Kälte einen Unterschlupf in Guben-Sprucke in der Mark Brandenburg zu. Leer stehende unverputzte Wohnblocks, zwischen den roten Backsteinen drückte sich der Mörtel durch. Schmucklos, fensterlos, trostlos, aber immerhin ein Dach über dem Kopf, also nicht mehr schutzlos. Fünf Menschen in zwei Zimmern, eine Küche ohne fließendes Wasser, keine Toilette im Haus ...

Die erste Nacht schliefen wir dicht beieinanderliegend und traumlos, wir waren zu müde zum Träumen.

Meine Großmutter prophezeite, dass es keine Träume mehr geben würde, das Leben sei ausgeträumt.

Meine Mutter antwortete nicht.

Ein Stück gefrorenes Ackerland wurde uns zugewiesen, berechnet nach Anzahl der Familienköpfe. Was für eine Freude darüber!

Meine Mutter hoffte, dass das Stück Erde bald auftaute und sie etwas Essbares für uns alle anpflanzen konnte. Sie hatte in weiser Voraussicht diverses Saatgut in meine Babydecke eingenäht. Sie wusste, dass nur Taten die Münder stopfen und Gejammer nicht weiterhilft. Mit sechsundzwanzig Jahren musste sie die Verantwortung für ihre alten Eltern und ihre zwei Kinder übernehmen.

Unser Vater war noch im Krieg.